

# Im Schutze der Vorsehung

## Meine Erlebnisse in den Jahren 1919 bis 1925

Von Professor Dr. K. E. Lindemann

Im Sommer 1919 lebte ich in Kiew bei meinem Sohne. Dieser Sommer verlief sehr unruhig. Ende des Jahres 1918 war die deutsche Ostarmee aus der Ukraine und der Krim weggezogen und Kiew von Truppen des ukrainischen Führers Petljura besetzt worden. Gleichzeitig hatte der Hetmann Skoropadsky Kiew verlassen. Anfang der Sommers 1919 wurde Petljura durch die Bolschewiken aus Kiew vertrieben, und letztere regierten bis in den Nachsommer. Dann wurden sie von den Truppen des Generals Denikin vertrieben, die bis ungefähr Mitte Oktober Kiew und die ganze umgebende Ukraine besetzt hielten. Beschießung der Stadt und Straßengefechte, die bei diesen Wechseln der Herrscher das Leben in Kiew höchst ungemütlich machten, erweckten den Wunsch in mir, Kiew zu verlassen, da auch mein Sohn, Prof. W. Lindemann, schon früher aus der Stadt weggefahren war. So fielen, bei Beschießung Kiews durch die Roten, zwei schwere Geschosse in den Hof des von mir bewohnten Hauses, platzten aber glücklicherweise nicht. Ein drittes Geschöß aber zersprang an der Hausmauer, und große Splitter desselben schlugen durch die Fensterscheiben in mein Zimmer, hart an meinem Kopf vorbei. Das war sehr ungemütlich. Meine Einsamkeit in der Wohnung meines Sohnes wurde stark gestört durch wiederholte Haussuchungen in derselben, die nachts von Beamten der sogenannten „Tscheka“, der Untersuchungskommission, vorgenommen wurden. Es wurde nämlich mein Enkel, ein Sohn meines Sohnes, Student der Kiewer Universität, gesucht, von dem angenommen wurde, daß er führend beteiligt gewesen sei an einer bewaffneten Verfolgung der Bolschewiken durch eine besondere militärische Organisation (Drushina), die während der kurzen Herrschaftszeit der Denikinschen Armee in Kiew geschaffen worden war, und in der viele Studenten eingereiht waren. Die Beamten der Tscheka suchten Beweise eines solchen Mitwirkens meines Enkels und hatten den Auftrag, ihn zu verhaften. Er war jedoch abwesend. Die Haussuchung wurde von zwei älteren Letten ausgeführt, denen trotz ihrer Privatkleider die ehemaligen Gendarmerieoffiziere deutlich anzusehen waren, und einem russischen Arbeiter, der alle Papiere, Briefe u.a. Gegenstände im Zimmer meines Enkels sehr genau durchforschte. Als Zeuge wurde von den Beamten der Verwalter des Hauses zugezogen. Die beiden lettischen Herren unterhielten sich höchst freundlich, legten ihre Revolver auf den Tisch meines Zimmers, unterhielten sich mit mir, nahmen aber gleichzeitig auch Teil an der Untersuchung der Sachen meines Enkels. Während der Abfassung des Protokolls wurde die Frage aufgeworfen, ob ich nicht verhaftet werden sollte. Aber die beiden ehemaligen Gendarmerieoffiziere schienen mir freundlich gesinnt und beschlossen, daß meine Verhaftung nicht notwendig sei. Es verlief alles ganz glatt. Es wurde nichts Belastendes gefunden. Nur eine Patrone zu einem Militärrevolver, die in der Schublade des Schreibtisches meines Enkels gefunden wurde, machte der Kommission einige Sorge. „Wie kommt sie hierher?“ wurde gefragt; „das beweist ja, daß der Enkel wirklich in der ‚Drushina‘ war“. Das

war auch die Ursache, warum die Frage über meine Verhaftung entstand. Durch eine solche Haussuchung wird nicht nur die ganze Nacht verdorben, sondern durch die nachzitternde Aufregung auch der nächste Tag. Das ließ mich den Beschluß fassen, meine schon längst geplante Reise in die deutschen Kolonien Südrußlands jetzt vorzunehmen und die stark terrorisierte Stadt Kiew zu verlassen. Südrußland und die Krim, wo sich die deutschen Kolonien befinden, die ich besuchen wollte, waren von Truppen des Generals Denikin und später des Generals Wrangel besetzt. Die von Kiew angehenden Eisenbahnzüge und die Dnjeprdampfer waren von Flüchtlingen aus Kiew überfüllt, und die Fahrkarten für mehrere Wochen voraus zu hohen Preisen verkauft. Ich mußte also andere Möglichkeiten suchen, um Kiew verlassen zu können. Dank den vielen freundschaftlichen Beziehungen zu Herren aus medizinischen Kreisen erhielt ich die Genehmigung, mit einem Sanitätszuge über Charkow nach dem Süden Rußlands abzufahren. Aber auch das war nicht leicht auszuführen. Ich mußte mehrere Sanitätszüge abgehen sehen, ohne mitzukommen, da auch in ihnen alle Plätze schon lange vor Abgang vergeben waren. Aber nach einigen Tagen bangen Wartens nahm sich die Vorsehung meiner an und gewährte mir ihren Schutz für meine weitere Reise. In einem ganz übersichtlichen Sanitätszuge konnte ich Platz finden dank einem ganz unerwarteten Zufall. Während mir der den Zug leitende Arzt die Unmöglichkeit, mich irgendwie im Zuge zu platzieren, klar zu machen versuchte, kam ein Herr mit der Mitteilung, daß der ehemalige Gouverneur von Charkow, Katerinitsch, sich entschuldigen lasse, da er den für ihn reservierten Platz nicht benutzen könne. Dieser Platz wurde mir, als ob er eigens dazu reserviert gewesen sei, sofort angewiesen. Die Fahrt von Kiew bis Charkow dauerte in diesem Sanitätszuge 5 Tage statt des einen Tages, den man früher dazu brauchte. Aber der Wagen war von einer sehr angenehmen Gesellschaft angefüllt (einige Ärzte mit Familien und einige alte Generäle); die Verpflegung war erträglich; so verging die Zeit rasch, und die Fahrt bis Charkow war überstanden. Ursprünglich hatte der Zug die Bestimmung, von Charkow nach dem Süden in die Krim zu gehen, was auch mir lieb war, denn es war mir in Aussicht gestellt worden, daß ich mit einem Kriegsschiff von Sewastopol nach Odessa gebracht würde. Das war mein Reiseziel, da ich mir vorgenommen hatte, die deutschen Kolonien in Bessarabien und im Odessaer Kreise zu studieren. Aber gerade in dieser Zeit wüteten die Machnowzen<sup>1</sup> an der von Charkow nach Süden gehenden Bahn (bei Alexandrowsk). Ihre bewaffneten Banden überfielen die Eisenbahnzüge und beraubten die Reisenden; nicht selten mordeten sie dieselben hin. In Anbetracht dieser gefährlichen Lage bekam unser Zug den Befehl, von Charkow anstatt in den Süden nach Norden zu gehen. Ich mußte daher diesen Zug in Charkow verlassen in der Hoffnung, mit einem anderen Sanitätszuge meine Fahrt in neuer Richtung, nämlich nach Rostow a. Don, fortzusetzen. Aber es wurde in Charkow ganz unmöglich, in einem Sanitätszuge Platz zu finden, denn solche gingen in dieser Richtung nur selten ab und waren ganz überfüllt. Auch die Passagierzüge waren auf längere Zeit hinaus voll besetzt, die Fahrkarten verkauft, und somit die Möglichkeit einer Benutzung dieser Züge für mich beinahe ausgeschlossen. Es

---

<sup>1</sup> Der Banditenhauptmann „Väterchen“ Machnow, der mit seinen Banden zeitweilig mehrere Gouvernements „beherrschte“.

schien, daß ich in Charkow stecken bleiben müsse, und ich begann darüber schon zu trauern, da ich Kiew verlassen hatte. Aber da griff die Vorsehung schützend und helfend ein. Auf der Straße in Charkow traf ich ganz zufällig eine junge Dame aus meiner Verwandtschaft, von der ich nicht gewußt hatte, daß sie sich zeitweilig in Charkow aufhielt. Es erwies sich, da sie die Verlobte eines der Hauptbeamten an der Eisenbahn Charkow-Rostow sei und mir behilflich sein könne. Sie gab mir ein Schreiben an ihren Bräutigam und versprach, ihn auch persönlich um seinen Beistand für mich zu bitten. Am nächsten Tag besuchte ich den betreffenden Herrn im Büro der Jekaterinischen Bahn, wurde von ihm höchst freundschaftlich empfangen und erhielt sofort einen Befehl an die Bahnkasse, mir einen Platz in dem nächsten nach Rostow gehenden Schnellzuge zu reservieren. So war also auch dieses Mal, nach dreitägigem Aufenthalte in Charkow, meine Weiterreise möglich gemacht. Von Rostow aus konnte ich die deutschen Kolonien im Donischen Gebiete, im Gouv. Jekaterinoslaw (Mariupol und Bachmut), im Taurischen Gouv. (Berdjansk und Melitopol) und in der Krim durchreisen. So wurde zwar die Richtung meiner Reise im Vergleiche zu dem ursprünglich von mir gefaßten Reiseplane grundlegend verändert, aber das änderte nichts an der Aufgabe, die ich mir von Anfang an gestellt hatte, denn ich gewann auch durch das neue Reiseziel die Möglichkeit, viele altgegründete deutsche und mennonitische Kolonien besuchen zu können und schließlich in die Krim zu kommen, von wo aus ich dann über Sewastopol und Odessa zu den bessarabischen und Odessaer deutschen Kolonien zu gelangen hoffte. Das ganze südliche Rußland war damals in Händen des Denikinschen Heeres (der Weißen), nachdem die Bolschewiken von den deutschen Okkupationstruppen dort verdrängt worden waren.

Die Reise bis nach Rostow a. Don verlief ganz glatt. Von dort aus mußte ich meinen Weg nach Taganrog richten, wo General Denikin mit seiner Regierung und die Gesandten einiger europäischen Staaten sich aufhielten. In Rostow angekommen, fuhr ich zu Probst Törne, mit dem ich meine weitere Reise besprechen wollte. Beim verehrten Probste fand ich die freundlichste Aufnahme, und es erwies sich dabei, daß sein Sohn in der Verwaltung von Rostow angestellt war. Es wurde sofort bei diesem angefragt, ob es möglich wäre, von Rostow nach Taganrog zu kommen. Wir erhielten von ihm die Antwort, daß es sehr beschwerlich sei, nach Taganrog zu fahren, weil verschiedene Zeugnisse gefordert würden über die politische Zuverlässigkeit der Person, welche nach Taganrog kommen wolle, wo die Maßregeln zum Schutze der Regierung und der ausländischen Herren sehr streng durchgeführt und beobachtet wurden. Für einen Fremden in Rostow, wie ich es war, wäre es ganz unmöglich gewesen, alle diese Zeugnisse in kurzer Zeit zu erhalten, mehrere Wochen waren dazu notwendig. Das brachte mich beinahe in Verzweiflung, denn was sollte ich mehrere Wochen in Rostow machen? Die sehr wenigen Freunde, die ich dort hatte, waren teilweise abwesend; andere mit ihrer Berufsbeschäftigung überlastet; ein längerer Aufenthalt in dieser Stadt schien mir unerträglich. Aber auch hier griff plötzlich wieder die Vorsehung schützend ein. In Gedanken vertieft, ging ich am Tage nach meiner Ankunft längs der Gartenstraße (Sadowaja). Ich erwog schon den Gedanken, wieder nach Kiew zurückzufahren, aber auch das schien undurchführbar

infolge der ganz überfüllten Eisenbahnzüge und der stattgefundenen Veränderungen in der Regierung in Charkow und in Kiew. Da hörte ich plötzlich hinter mir den Ausruf: „Karl Eduardowitsch, wie kommen Sie hierher?“ in russischer Sprache. Ich erschrak und es blitzte in mir der Gedanke aus, wer mich wohl so freundschaftlich anrufen könne in der mir ganz fremden Stadt. Rasch wandte ich mich um und sah zwei mir befreundete Generäle, die Herren Iljin und Pokrowsky, mit denen ich schon in Moskau und Kiew bekannt war, und die jetzt in Rostow und Taganrog angestellt waren. Nach herzlicher, freudiger gegenseitigen Begrüßung und nach einer kurzen Erzählung des Tatbestandes wurde bei längerem gemütlichen Beisammensein mit diesen Freunden festgestellt, daß sie mir die Erlaubnis zur Einfahrt nach Taganrog sehr leicht verschaffen können. Am nächsten Morgen gingen wir zusammen zum Stadthauptmann, wurden von diesem Generale sehr freundlich empfangen, und in ganz kurzer Zeit — in einer halben Stunde — hatte ich alle Erlaubnisscheine zur Einfahrt nach Taganrog in Händen. Die Zeugnisse meiner beiden Freunde genügten vollständig, um meine politische Zuverlässigkeit darzustellen. Der Rest des Tages wurde gemütlich in der Familie des Probstes Törne verbracht, und am nächsten Morgen kam ich, ohne jede Schwierigkeiten, in Taganrog an. Hier angekommen, ging ich zuerst zu Pastor Keller, mit dem ich schon in Moskau bekannt wurde. Hier fand ich die freundschaftlichste Aufnahme. Wir besprachen mit ihm den Plan meiner Weiterreise durch die deutschen Kolonien im Taganrog'schen Gebiete; er gab mir ein paar Einführungsbriefe an einige deutsche Wirte in den Kolonien Stepnoj Chutor und Petropawlowsk. Nach kurzem Aufenthalte in Taganrog, welche Stadt ich mir in Begleitung des lieben Pastors Keller ansehen konnte, fuhr ich mit der Eisenbahn bis zu der Station Uspenkoje, bei der die deutsche Kolonie Stepnoj Chutor liegt.

Von hier aus fuhr ich nach der Kolonie Stepnoj-Chutor zum Wirte Alexander Matwejewitsch Dreyling, der mich schon früher in Moskau besucht hatte und mich kannte. In seinem freundlichen Hause ließ ich mich nieder und verblieb bei ihm beinahe anderthalb Monate bis Ende November 1919. Hier bearbeitete ich kürzlich von der Donischen Rada in Nowotscherkassk angenommene Landesverteilungs-Gesetz, welches damals eine große Beunruhigung unter den Landwirten verursachte, aber durch die bald erfolgte Invasion der Bolschewiken vom Norden abgeschafft und durch bolschewistische Dekrete ersetzt wurde. Während meines Aufenthaltes bei A. M. Dreyling hatte ich Gelegenheit, mich mit mehreren Wirten, seinem Bruder, seinem Sohne, Agronomen F. A. Dreyling, seinem Onkel und anderen, zu verkehren und vieles über den Zustand der Landwirtschaft in den dortigen Kolonien zu erfahren. So begann meine Reise durch die deutschen Kolonien von Rostow und Taganrog aus dank dem Schutze der Vorsehung, die mir den Beginn dieser Forschungsreise ermöglichte. Im Dezember 1919 verließ ich den Freund Dreyling in seinem Steppendörfchen und fuhr nach Ostheim im Taganrog'schen Gebiete, einem von Separierten gegründeten und bewohnten Orte. Hier wollte ich nicht nur den Zustand der Landwirtschaft untersuchen, sondern auch bekannt werden mit der kirchlichen Einrichtung und den religiösen Grundsätzen der Separierten Evangelischen Brüdergemeinde, einer von der Lutherischen Kirche abgetrennten Sekte, die viel Ähnlichkeit mit der Mennonitensekte aufweist. Von dieser Separierten

Brüdergemeinde war in der Literatur und in der russisch-deutschen Gesellschaft gar nichts bekannt<sup>2</sup>. Während meines Aufenthaltes in Ostheim stand ich in ganz besonderer Weise unter dem Schutze der Vorsehung. Ohne diesen Schutz wäre ich dort sicher ums Leben gekommen. Ich war bei meinem Freunde Föll eingekehrt, der mich in Moskau mehrfach besucht hatte, zuletzt als Delegierter der Kolonie Ostheim zu den Kolonistenkongressen, welche im April und September 1917 unter meinem Vorsitze in Moskau arbeiteten. Hier wurde ich in folgender Weise vom sicheren Tode errettet. Mitte Dezember des Jahres 1919 begannen die Truppen des Kubanischen Kosakenheeres, die im Kampfe gegen die Bolschewisten vom Süden aus beinahe schon bis ins Moskauer Gouvernement vorgerückt waren, des Krieges überdrüssig, den Rückzug ins Kubangebiet. Tag für Tag zogen ununterbrochen Züge dieser aufgelösten Truppen nach dem Süden durch die Kolonie Ostheim. Ihre Schlitten waren schwer beladen mit verschiedenartigstem geraubten Gut; jeder Schlitten zog ein paar Kühe und Pferde nach sich, die alle in den Dörfern geraubt worden waren, durch die sie gezogen waren. Die Raubgier kannte keine Grenzen mehr. So trat z. B. in das von mir bewohnte Haus ein junger stämmiger Kosak ein, bemerkte am Ständer einen schönen, großen, aus weißem Schaffell gemachten, mit Tuch überzogenen Pelz, legte ihn sofort an und wandte sich zum Gehen, als ob die selbstverständlichste Sache geschehen sei. Ich konnte doch die Bemerkung nicht unterdrücken: „Das ist doch nicht Ihr Pelz!“ Woraus er antwortete: „Das bleibt sich gleich!“ und mir eine Flinte vorhielt. Da war also nichts weiter zu reden. Der Pelz wurde geraubt. Einige Tage nach dem Durchzug der Kosakentruppen begann der Durchzug der ihnen folgenden roten Truppen durch unser Dorf. Am 24. Dezember 1919 frühmorgens trat in mein Zimmer ein junger Kriegskommissar der Roten Armee in Begleitung eines Soldaten, der zur Schnellfeuergewehr-Kompagnie gehörte. Der Kommissar verlangte meinen Paß, aus dem er meinen Rang ersah, der ihm offenbar stark mißfiel. Er sagte mir: „Ich verhafte Sie. Legen Sie Ihren Überzieher an, wir werden gleich gehen. Ich führe Sie nach Mariupol.“ Ich wußte sehr gut, was zu damaligen Zeiten eine solche Verhaftung bedeutete. Man wurde dabei aus dem Dorfe herausgeführt und im freien Felde erschossen, der Kleider und alles anderen beraubt und entblößt in den Straßengraben geworfen. Mir war sofort klar, daß auch mir jetzt dieses Schicksal drohte. Aber es hatte keinen Sinn zu protestieren. Schweigend zog ich meinen Mantel an, setzte die Mütze auf den Kopf und ließ mich auf einen Stuhl nieder, um das weitere abzuwarten. Unterdessen begann die Durchmusterung meines kleinen Reisekoffers. Der Soldat besah aufmerksam die Wäsche, Papiere u. a., während der Kommissar gemütlich auf dem Fensterbrett sah, rauchte und mit seinem gezogenen Säbel spielte. Während der Durchsuchung meines Gepäcks stellte mir der Soldat einige Fragen, und es entspann sich zwischen uns folgendes Gespräch:

„Von wo stammen Sie?“ fragte er mich.

„Aus Nishni-Nowgorod“, war meine Antwort.

„So, ich stamme auch aus Nishni-Nowgorod!“

---

<sup>2</sup> Über diese Separierte Brüdergemeinde habe ich später ein Kapitel in meinem Buche „Aus den deutschen Kolonien in Rußland“ veröffentlicht (Stuttgart 1924, D.A.I.).

Eine kleine Pause. Bald begann er jedoch das Gespräch von neuem:

„In welcher Straße wohnten Sie?“

„Klein-Pokrowka.“

„So, da waren wir ja Nachbarn. Ich wohnte auf der großen Pokrowka.“

Wieder eine kleine Pause. Darauf fragte er weiter:

„Haben Sie da Verwandte?“

„Ja, meine Schwester und ihr Mann lebten da!“

„Wie hießen sie?“

„Notarius Ohliger und Frau.“

„So! Ich kannte sie sehr gut. Wo wohnten sie da?“

„Große Pokrowka, Ecke der Ossipnaja.“

„So! Und ich wohnte ihnen gegenüber. Ich war nämlich Beamter in der Bank.“

Pause. — Dann:

„Wie war denn ihr Name?“

„Alexander Wassiljewitsch und Mary Eduardowna.“

„Es stimmt! Leben sie noch?“

„Nein, beide sind tot.“

„Ich habe sie beide gekannt.“

Dabei unterbrach er die Untersuchung meines Koffers, trat an den im Fenster sitzenden Kommissar und sagte ihm: „Das waren sehr gute Leute. Ich habe sie mehrere Jahre gekannt, und dieser Mann, der Bruder, muß auch ein guter Mensch sein.“ Dann wurde die Unterhaltung zwischen den beiden in gedämpften Tönen fortgesetzt, so daß ich das weitere Gespräch nicht hören konnte. Der Soldat trat daraus zum Koffer zurück, um die aufgeworfenen Sachen wieder behutsam in denselben zurückzulegen. Darauf wandte sich der Kommissar zu mir und verlangte mein Geld. Ich hatte in der Tasche ungefähr 100 Rubel (das übrige Reisegeld hatten wir vorher sicher verwahrt), und ich übergab sie ihm. Er zählte die Banknoten aufmerksam durch, als ob es sich um die Bezahlung einer Rechnung gehandelt hätte, und steckte die Brieftasche zu sich. Gleich daraus verließen die beiden das Zimmer. Ich blieb aus meinem Stuhl sitzen und wartete, daß ich gerufen würde. Als dies nicht geschah, ging ich zur Tür, wollte sie öffnen, aber der Griff wurde von außen festgedrückt. Das sollte bedeuten, daß ich nicht nachkommen sollte. Ich war frei.

War das nicht ein ganz ausfallendes Ereignis? In der Nähe des Asowschen Meeres trafen wir uns, beide aus dem fernen Nishni-Nowgorod stammend, wo ich meine Kindheits und Schuljahre verbracht hatte, wobei es sich erwies, daß der Mensch, der mich in den Tod führen sollte, meine selige Schwester und deren ebenfalls verstorbenen Mann gut kannte und auch von mir anscheinend etwas wußte. Ich nehme an, daß er im Kontor meines Schwagers, des Notarius, als Schreiber

angestellt war. Es waren in diesem Kontor immer 6–7 Schreiber beschäftigt, und meine Schwester sorgte für sie mit großer Liebe und Zuvorkommenheit. Er wird daher sowohl sie als auch meinen Schwager in dankbarer Erinnerung behalten haben. Ich kann nicht glauben, daß es ein bloßer Zufall war, daß der Mensch, dem ich hier ausgeliefert war, und der gewiß schon viele andere verhaftet hatte, aus plötzlicher unerklärlicher Zuneigung zu mir gehandelt haben könnte. Ich vermag in diesem ganzen Erlebnis, das einen erschütternden und unauslöschlichen Eindruck aus mich gemacht hat, nur einen augenfälligen Schutz der Vorsehung zu sehen, die mir gerade in diesem Soldaten meinen Retter schickte. Und dieses große Ereignis stelle ich in die Reihe der anderen, oben besprochenen, weniger sinnfälligen Äußerungen des mir von der Vorsehung gewährten Schutzes. Ich sehe in all diesen Ereignissen nur die Glieder einer Kette von wunderbaren Errettungen, durch die mir schließlich die Möglichkeit gegeben wurde, meine Forschungsreise durch die Kolonien fortzusetzen<sup>3</sup>.

Von Ostheim ging mein Weg über die Kolonien des Mariupoler Kreises nach dem Taurischen Gouvernement. Hier ging alles ohne jegliche Unterbrechung. Kurz vorher waren diese Gegenden von der Roten Armee der Bolschewisten besetzt worden. Ich konnte während dieser Reise mehr als 100 öffentliche Vorträge in den Kolonien halten, wobei von niemandem eine behördliche Erlaubnis verlangt worden wäre, denn es wurde von den roten Kommissaren vorausgesetzt, daß ich von der roten Regierung in Moskau abgesandt worden sei. Als ich später in die von den Wrangel'schen Truppen besetzte Krim eingetroffen war, mußte ich (z. B. in Zürichtal) eine Erlaubnis vom Wrangel'schen Kommandanten für meine Vorträge erbitten. Etwas später, nach dem Eindringen der Roten, im September 1921, drohte mir der Vorsitzende des Revolutionären Komitees (Rewkom) in Moinaki bei Eupatoria mit Verhaftung dafür, daß ich meine Vorträge in den Kolonien ohne die notwendige Erlaubnis der Behörden abgehalten hatte. Die rote Regierung hatte sich also konstituiert und ihre kleinsten Beamten wollten ihre Gewalt zeigen. Aber es blieb in meinem Fall bei der bloßen Drohung, die Ausführung derselben schien dem kleinen Machthaber, einem ehemaligen Schuster, doch zu gefährlich, umso mehr als ich nichts gegen die Bolschewisten in meinen Vorträgen, die ja rein wissenschaftlichen Charakter trugen, vorgebracht hatte.

Während meiner Durchreise durch die nördliche Krim drang das rote Heer in dieselbe ein und vertrieb ohne Gefecht die Wrangel'sche Armee, welche sich in den Hafentädten der Krim einschiffte und Rußland verließ. Ich mußte in der Kolonie Ablesch, welche auf der großen Heerstraße nach Feodosia und Kertsch liegt, einen ganzen Monat hindurch warten, denn ich konnte weder Pferde noch Wagen erhalten, weil die roten Truppen täglich in endlosen Zügen die Kolonie durchzogen und alles Gespann requirierten. In Ablesch, wo ich beim Kolonisten Blind lebte, trug sich ein ebenfalls bedeutender Vorfall zu. In das Zimmer, welches ich bewohnte, kehrte einer von den höheren Führern der Roten Armee ein, der begleitet war von einigen Kommissaren und Soldaten. Er hatte ein sehr korrektes Aussehen; sein Gesicht hatte eher einen germanischen als slawischen Schnitt, und ich durste annehmen, daß er der

---

<sup>3</sup> Die Reise durch diese Kolonien, deutsche und mennonitische, die zwei Jahre dauerte (von Oktober 1919 bis Oktober 1921), wurde von mir in der Zeitung „Hammer und Pflug“ (1922) in Simferopol veröffentlicht.

Oberstkommandierende des Roten Heeres, vielleicht Kommissar Frunse, sei. Im Gespräche mit seinen Begleitern gab er Befehle, die sofort ausgeführt wurden. In einem freien Augenblicke wandte er sich an mich und fragte, wer ich sei. Ich nannte meinen Namen. Er verlangte meinen Paß. Da ich in Ostheim Gelegenheit hatte, zu sehen, wie sehr mein alter Paß mit Rang und Titel den kommandierenden Herrschaften der Roten Armee mißfiel, hatte ich mir in Rewkom, einer deutschen Kolonie im Mariupoler Kreise, eine rote Bescheinigung ausstellen lassen, in der mein Rang nicht erwähnt war, sondern wo ich einfach „Genosse Professor Lindemann“ bezeichnet war. Diesen Paß legte ich dem Kommissar vor. Er las ihn aufmerksam durch und sagte dann: „Mit diesem Paß konnten Sie nicht in die Krim kommen (nämlich zu Wrangels Zeiten). Haben Sie andere Dokumente? Darauf reichte ich ihm meinen richtigen Moskauer Paß. Nach Durchsicht gab er mir denselben zurück mit den Worten: „Wozu sind Sie in die Krim gekommen?“ „Zur Kenntnisnahme des gegenwärtigen Zustandes der Landwirtschaft in den deutschen Kolonien in der Krim“, antwortete ich. „Wie können Sie mir das beweisen?“ Ich legte ihm das Arbeitsexemplar meines Buches zur Kritik der Liquidationsgesetze vor.

In diesem Buche<sup>4</sup>, das in russischer Sprache erschienen war, hatte ich zahlreiche Randbemerkungen gemacht, die die Erfahrungen und Feststellungen meiner Reise wiedergaben. Außerdem legte ich noch meine Tagebücher, die ich während der Reise geführt hatte, vor. Er durchblätterte alles sehr genau. Indem er mir dann alles wieder zurückgab, sagte er: „Ich kenne dieses Buch und kenne auch Ihre Tätigkeit in der Kolonistensache“. Damit hörte das Verhör auf. Er war befriedigt. Bald darauf gingen wir in demselben Zimmer schlafen.

Auch diesmal fühlte ich mich ganz im Schutze der Vorsehung. Wie wenige gab es damals unter den durch die Revolution emporgekommenen Leuten, die etwas von meiner Tätigkeit unter der zaristischen Regierung gegen die Liquidationsgesetze wußten. Wieviel leichter hätte hier ein anderer Kommissar einkehren können, der gar keine Kenntnisse gehabt hätte über die Liquidationsfrage des deutschen Grundbesitzes und über meine diesbezügliche Tätigkeit. Dann hätte dies Zusammentreffen mit einem Führer der Roten Armee tragische Folgen für mich haben können. Dank des Schutzes der Vorsehung aber hatte diese Zusammenkunft nur gute Folgen für mich. Ich habe die Überzeugung, daß dieser Kommissar kein anderer war, als Frunse, der Eroberer der Krim, der auch später der Krim-Universität in Simferopol, an der ich Anstellung finden sollte, sehr zugetan war.

Am 1. Dezember 1920 konnte ich Ablesch verlassen und nach Karassan ziehen. — Im Frühling 1921 setzte ich meine Reise durch die Kolonien der westlichen Krim fort in der Richtung nach Simferopol und Sewastopol. Meine Zukunft war mir dabei ganz unklar. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie es mir weiter gehen könnte. Der Eisenbahnverkehr war noch nicht wiederhergestellt. Die Möglichkeit einer Reise nach Odessa war ausgeschlossen. Auch war meine Geldkasse leer. Bei meiner Abfahrt aus Moskau hatte ich genügend Geld mitgenommen. Für meine vielen

---

<sup>4</sup> Es handelt sich um das Buch über die zarischen Liquidationsgesetze des deutschen Eigentums. Vergl. September-Nummer 1925. Die Schriftleitung.

Vorträge in den deutschen Kolonien wurde ich reichlich beschenkt. Im Frühjahr 1921 hatte ich viel Geld in der Tasche. Aber es waren kaiserliche Geldscheine aus Moskau, Kerenski-Scheine der Rostow- und Kuban-Bank, der Wrangel'schen Kriegsverwaltung. Alle diese Scheine waren schon wertlos. Ich hatte nicht die Möglichkeit gehabt, die Scheine bei meiner Reise in das neu eingeführte Sowjetgeld umzuwechseln. All mein Geld war unter andern Verhältnissen Reichtum, jetzt nichts weiter als Papierlappen, die gar keinen Wert halten. In meiner Brieftasche befanden sich nur einige Rubel des bolschewistischen Sowjetgeldes, die als richtiges Geld angesehen werden konnten. Selbstverständlich wirkte das aufs nachhaltigste auf meine Gemütsverfassung. Der Gedanke an Selbstmord als einzigen Ausweg aus dieser trostlosen Lage blitzte auf. In dieser Stimmung kam ich allmählich Mitte Juni nach der großen mennonitische Kolonie Spat unweit Simferopol. Dort angekommen, erfuhr ich, daß damals in Spat in der Zentralschule Lehrerkurse stattfanden, an denen zirka 45 russische und deutsche Lehrer aus dem Rayon teilnahmen, und Lehrer aus Simferopol ihnen Vorlesungen hielten. Als Professor hielt ich es für meine Pflicht, diese Kurse zu besuchen und meine Mithilfe anzubieten. Die Kursanten baten mich, ihnen einige Vorträge zu halten über verschiedene Fragen der Naturgeschichte, was ich auch freudig tat. Unter den Lehrern, die damals auf diesen Kursen arbeiteten, befand sich ein Dozent der Simferopoler Universität, Herr Wagin. Von ihm erfuhr ich, daß an der agronomischen Fakultät der Universität in Simferopol einige Professoren wirkten, welche meine ehemaligen Schüler in der landwirtschaftl. Akademie zu Moskau (Petrowsky-Rasumowsky) waren, wie auch einige früher an der Kiewer Universität angestellte Professoren, mit denen ich bekannt war. Ich bat den erwähnten Dozenten, diesen Professoren meine besten Grüte zu übermitteln und ihnen einiges über meine Arbeiten in den deutschen Kolonien zu erzählen. Einige Tage später verließ ich Spat, um noch einige Kolonien, lutherische und katholische, zu bereisen. Ich besuchte Neusatz, Friedental, Rosental, Djamin und kam schließlich nach Kronental, wo ich mich mehrere Tage aufhielt und hier den Zustand der Weinrebenärten, die hier eine große Fläche einnahmen, studierte. Es war schon Ende August. Eines Abends trat ich aus dem Hause auf die Straße, um mir das von der Weide kommende Vieh näher anzusehen, da mich der Zustand der Viehzucht in den deutschen Kolonien in jener schweren Zeit stark interessierte. Plötzlich wurde ich von der Straße aus beim Namen gerufen, und ein Lehrer Epp, mit dem ich in Ohrloff im Jahre 1920 bekannt geworden war, trat auf mich zu. Er war freudig überrascht, daß er mich zufällig traf. Es stellte sich heraus, daß er jetzt Student an der agronomischen Fakultät der Universität Simferopol war, welche den Sommer über in ihrem Gute Kajasch, 6 Werst von Kronental entfernt, ihren sommerlichen Aufenthalt zwecks praktischer Arbeiten der Studierenden hatte. Herr Epp teilte mir mit, daß meine Grüte aus Spat an die Professoren der Simferopoler agronomischen Fakultät richtig bestellt waren und dort von den Professoren besonders freudig entgegengenommen wurden, weil kurz vorher der Lehrstuhl für landwirtschaftliche Entomologie frei geworden war. Weiler erzählte Herr Epp, daß die agronomische Fakultät mir sofort, nachdem sie erfahren hatte, daß ich in der Krim bin, und zwar nahe bei Simferopol, einen Brief nach Spat schickte mit der Aufforderung, die Anstellung als Professor der Entomologie an der Fakultät annehmen zu wollen. Der

Brief hatte mich nicht mehr in Spat angetroffen. Er wurde mir wohl nachgeschickt, ging aber schließlich verloren, so daß ich bis zu meinem Zusammentreffen mit Herrn Epp nichts von alledem wußte. Am anderen Morgen kamen Professoren der agronomischen Fakultät, meine ehemaligen Schüler, aus dem so nahe liegenden Gute der Fakultät zu mir, begrüßten mich freundschaftlich und nahmen mich mit nach Kajasch, wo ich ein paar Tage zusammen mit ihnen verbrachte und den Studenten ein paar Vorlesungen hielt, die mit Enthusiasmus angehört wurden. Mit den Professoren und dem Dekan Jakuschkin vereinbarten wir, daß ich im Oktober nach Simferopol kommen und dort das Katheder der landwirtschaftlichen Entomologie als Professor der agronomischen Fakultät übernehmen werde. So wurde ganz plötzlich meine Zukunft sichergestellt, und alle schweren Sorgen und Gedanken wurden in mir zerstreut. Ich war sicher, daß ich auf lange Zeit hinaus die mir so lieb gewordene Betätigung als Professor meiner Wissenschaft fortführen werde, und daß meine Existenz dadurch gesichert sei. War das nicht wieder ein neuer augenfälliger Schutz der Vorsehung? Ein recht kompliziertes Zusammentreffen von verschiedenen Umständen ermöglichte mir ohne eigenes Zutun mein Weiterleben und Weiterarbeiten. Die Fakultät in Simferopol kannte mich und meine frühere Arbeit und freute sich, daß sie mich in ihrer Mitte haben konnte. Mit großem Applaus wurde ich im Oktober 1921 in Simferopol begrüßt, als ich dort meine Arbeit begann. So hatte die Vorsehung nochmals für mich gesorgt, und zwar zu einer Zeit, wo die Not am größten war.

Im Oktober 1921 begann ich meine Vorlesungen und andere Arbeiten an der Simferopoler Universität. Es war gerade das schwere Hungerjahr 1921-22, wo in der Krim viele Tausende von Menschen am Hunger starben. Das Leben in Simferopol war sehr teuer. Das Gehalt von der Universität war kümmerlich und reichte kaum aus, die allernotwendigsten Bedürfnisse zu bestreiten. Ich litt sehr unter dieser Kümmerlichkeit, die noch dadurch verstärkt wurde, daß ein paar Herbstmonate vergingen, ehe ich von der Regierung in meinem Amte bestätigt wurde und mein Gehalt erhalten konnte. Im Vorfrühjahr 1922 kam aus Moskau die schöne Nachricht, daß beim dortigen Rat der Volkskommissare (Sownarkom) ein besonderes Komitee gegründet sei, welches die Gelehrten Rußlands finanziell zu unterstützen hatte. (Komitet dljä ulutschenija byta utschenych — KUBU — d. h. Komitee zur Verbesserung der Lage der Gelehrten). Dieses Komitee klassifizierte die Gelehrten Rußlands in 5 Kategorien, je nach ihren wissenschaftlichen Leistungen. Diese Klassifikation wurde in Moskau von einer sogenannten Experten-Kommission ausgeführt. Zur 5. Kategorie wurden die bekanntesten Gelehrten Rußlands gewählt, welche hier im betr. Statut die Benennung „Weltberühmtheiten“ erhielten. (Wsemirnye iswestnosti). Zu dieser 5. Kategorie wurden im ganzen 50 Gelehrte Rußlands gezählt, darunter war ich der einzige in der Krim. Die Gelehrten dieser Kategorie erhielten 40 Rubel monatlich Zulage zu ihrem Gehalt. Das war zwar wenig, zeigte aber, daß die Regierung den Gelehrten Rußlands ein freundliches Entgegenkommen zeigte. Im Oktober 1924 wurde dieser Zuschlag zum Gehalt der Gelehrten der 5. Kategorie bis auf 85 Rubel erhöht. Dadurch wurde die Befriedigung aller hauptsächlichsten Lebensbedürfnisse ermöglicht, zumal auch das Gehalt von der

Hochschule bedeutend vergrößert wurde. An der Hochschule für spezielle Kulturen, welche im Jahre 1923 anstatt der agronomischen Fakultät in Simferopol gegründet wurde, war mein Gehalt auf 95 Rubel erhöht. Zusammen mit der eben genannten Zulage der „Kubu“ näherte sich mein Gehalt dem früheren Gehalt der außerordentlichen Professoren in Rußland, obwohl es noch weit zurückstand hinter dem Gehalt, das ich als ordentlicher Professor in Moskau erhalten hatte. Aber man konnte dabei doch leben und einige Kleidungsstücke anschaffen, zwar nicht viel, denn die Teuerung in der Krim erreichte eine riesige Höhe; man konnte auch für seine Nächsten sorgen.

Zum 1. Februar 1925 wurde die Hochschule für spezielle Kulturen geschlossen und mir wurde von der Moskauer Regierung eine Pension bewilligt.

So hatte die Vorsehung mich in den letzten Jahren beschützt und geleitet, obwohl ich von mir aus nichts dazu getan habe. Ich wurde einfach geleitet wie von einer über mir stehenden Kraft, welche bestimmt hatte, mich nach Simferopol zu bringen und mich dabei vor allen drohenden Gefahren zu schützen.

Den eben besprochenen Ereignissen ging ein besonderes Erlebnis voraus, das auf mich einen großen Eindruck machte und sich mir unvergeßlich eingepägt hat. Am 17. April 1918 saß ich in Moskau abends in meinem Arbeitszimmer am Schreibtisch. Mir gegenüber war die große Tür geöffnet, die auf meinen Balkon führte, der nach Westen gerichtet war. Ich hob mein Gesicht von den Papieren und richtete meine Augen auf die offene Balkontür und sah am Himmel eine große lichte Wolke, auf deren weißem Grunde ein großes rotes Kreuz wie gezeichnet dastand. Die Wolke stand auf der Höhe meines Balkons; das Kreuz auf ihr war stark rot gefärbt, scharf gezeichnet, ungefähr 1 Meter hoch und blieb beinahe eine halbe Stunde auf der Wolke. Meine alte Wirtschafterin, die ich herbeirief, sah ebenfalls dieses Kreuz und meinte, es sei eine Warnung, das Kennzeichen eines drohenden Unglücks, Krankheit oder Tod. Am anderen Tage besuchte mich ein befreundeter russischer Geistlicher, Magister der Moskauer geistlichen Akademie und Protohiercy, dem ich über die gestrige Erscheinung erzählte. Er erinnerte mich an eine ähnliche Erscheinung eines roten Kreuzes, die dem byzantinischen Kaiser Constantin zuteil wurde, der so viel zur Einführung des Christentums im damaligen Griechenland getan habe. Mein Freund beglückwünschte mich und versicherte, daß die gestrige Erscheinung zum Gegen für mich sei beim Beginn einer wichtigen und schwierigen Tat. Ich nehme an, daß mein Freund recht hatte. Ende des Sommers desselben Jahres verließ ich Moskau, fuhr nach Kiew, und von da aus begann die oben beschriebene Reise und der außerordentliche Schutz der Vorsehung.

Deutsches Leben in Rußland, 1925, Nr. 13/14, S. 136-137;  
1925, Nr. 17/18, S. 172-174; 1926, Nr. 1, S. 3-7.